

HEYNE <

KATE RIORDAN

*Im
Spiegel
ferner Tage*

Roman

Deutsch von Heike Holtsch

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
THE GIRL IN THE PHOTOGRAPH



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Erstausgabe 01/2016
Copyright © 2014 by Kate Riordan
Copyright © 2016 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion: Steffi Korda
Umschlaggestaltung: © Nele Schütz Design, München
Umschlagabbildung: ©Trevillion/Paul Knight
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck
Printed in Germany
Alle Rechte vorbehalten
ISBN: 978-3-453-41799-1

www.heyne.de

Für meine vier Eltern
Danke für all die Liebe und das Vertrauen

Prolog Alice

Hochsommer, 1936

Fiercombe steckt voller Geheimnisse. Sie rauschen in den Baumkronen der Buchen und strömen über den kalten Grund des Bachlaufs, der das Tal in zwei Hälften teilt. Wie mit vergossenem Blut ist der Boden dieses Tals von der Vergangenheit getränkt. Wenn man aufmerksam lauscht, kann man nahezu hören, was hier einst geschah – vor allem an besonders stillen Tagen. Zuweilen scheint die Luft vor Spannung zu vibrieren. Dann wiederum hat man das Gefühl, als halte alles um einen herum den Atem an. In der Erwartung auf etwas. So kommt es mir jedenfalls vor.

»Combe« ist in einigen Grafschaften im Südwesten Englands ein anderes Wort für Tal. Der Ursprung von »fier« jedoch ist weniger leicht zu entschlüsseln. Zunächst dachte ich, es wäre ein Hinweis auf ein in der Vergangenheit liegendes Inferno – oder auf ein noch bevorstehendes. Der Ort schien geradezu dafür gemacht zu sein, eines Nachts von einem verheerenden Feuer niedergebrannt zu werden. Ich konnte mir lebhaft vorstellen, wie die Flammen vor den steilen Hängen aufloderten, beißender Rauch die Luft

schwärzte und uraltes, trockenes Holz krachend Funken sprühte, während es von einer riesigen Feuersbrunst verschlungen wurde.

Aber ich hatte mich geirrt. »Fier« bedeutet auf Altenglisch »bewaldeter Hügel« – eine ziemlich treffende Beschreibung der in dichten Reihen stehenden Trauerbuchen, die bedrohlich aufragen, wenn man den steilen Abhang zum alten Herrenhaus hinuntergeht.

Dinge, die man normalerweise einfach abtun würde, seltsame Vorkommnisse und Erscheinungen, Veränderungen der Atmosphäre oder unerklärliche Zeitsprünge – all diese Dinge sind in Fiercombe an der Tagesordnung. Für mich jedenfalls. Aber an die finsternen Nächte habe ich mich nie gewöhnen können. Die Dunkelheit hier ist undurchdringlich, wie eine Decke, die droht, einen zu ersticken, sobald man das Licht löscht. Wie oft habe ich mit weit aufgerissenen Augen nichts gefunden, auf das ich meinen Blick hätte richten können – keinen Lichtstreifen unter der Türschwelle, keinen Schimmer des Mondlichts, der durch die schweren Vorhänge dringt. Angestrengt suchte ich in der Dunkelheit nach einem Lichtpunkt, nach irgendetwas. In den ersten Nächten, die ich hier verbrachte, schaute ich angestrengt immer wieder auf die Stelle, wo, wie ich wusste, die Fenster waren, und von dort auf die Tür und wieder zurück – bis ich so übermüdet war, dass die Wände des Zimmers, die in der Finsternis nur vor meinem inneren Auge existierten, verschwammen und in öligen Wellen in mir aufzusteigen schienen.

Um den Mangel an Sichtbarem auszugleichen, wurden meine anderen Sinne wie bei einer Blinden bald umso

schärfer. Sogar in der Stille der Nacht, wenn das ganze Haus schlief, war ich mir sicher, dass ich es irgendwo am äußersten Rand meines Wahrnehmungsvermögens atmen hörte, überlagert vom Flüstern und Scharren, das ich ebenfalls herauszuhören glaubte. Auch bei Tag, wenn es nichts gab, das ungewöhnlich schien, spürte ich angesichts der Atmosphäre dieses Ortes ein Kribbeln auf der Haut, und ich wusste instinktiv, dass hier etwas aus dem Gleichgewicht geraten war – dass etwas nicht stimmte.

Mittlerweile bin ich seit über drei Jahren hier. Als ich London im späten Frühjahr des Jahres 1933 verließ, war ich im sechsten Monat schwanger. Von einem Mann, der mit einer anderen Frau verheiratet war. Wäre ich ihm nicht begegnet, wäre ich weniger naiv gewesen und hätte nicht Scham und Schande über mein Elterhaus gebracht, wäre ich wohl nie nach Fiercombe gekommen. Welch seltsamer Gedanke, jetzt, nach alledem, was geschehen ist.

Wenn ich an die Zeit davor zurückdenke, kommt sie mir vor wie ein anderes Leben, so als hätte ich in einem Buch davon gelesen. Ich kann mich kaum noch daran erinnern, was ich damals empfunden habe: bei der Arbeit, beim Abendessen mit meinen Eltern, im Strandbad oder im Kino mit meiner Freundin Dora. Oder wenn ich an den Mann denke, den ich zu lieben glaubte. Erst heute fällt mir auf, wie wenig erwachsen ich damals war.

Als ich nach Fiercombe kam, ging der ohnehin milde Frühling in einen schwülen Sommer über. Es sollte ein schöner Sommer werden – schöner als alle, die ich zuvor oder seither erlebt habe. Dennoch war ich froh, ihn hinter mir zu lassen, als es Herbst wurde. Zu froh möglicherweise.

Denn hier, in der Talsohle, rissen alte Wunden auf, die auch nicht verheilten, als sich die Blätter verfärbten. Doch ich war viel zu sehr mit meinem eigenen Neuanfang beschäftigt, als dass ich sie hätte bemerken können. Zeichen und Hinweise hatte es gegeben. Aber ich wollte sie nicht sehen. Die Schatten der Vergangenheit wurden von drei wunschlosen Jahren vertrieben wie Albträume von der Morgensonne.

Das heutige Bekenntnis ändert alles. Ich kann es nicht länger verdrängen. Denn das hätten sie nicht verdient. Das hatten sie nie.

Alice

Vier Jahre zuvor

Bis zum Sommer 1932 hatte ich noch nie etwas von Fiercombe gehört. Damals verlief mein Leben in ruhigen Bahnen. Ein Leben, das ein Außenstehender vermutlich als ziemlich langweilig empfunden hätte. Und eigentlich ging es mir genauso, auch wenn ich es nicht wahrhaben wollte. Ich wollte es mir selbst gegenüber nicht eingestehen. Denn dann hätte ich mich der Erkenntnis stellen müssen, dass ich wahrscheinlich nichts Interessanteres zu erwarten hatte.

Erst nachdem ich die Schule beendet hatte, verspürte ich eine wachsende Unruhe. Ich hatte ein Stipendium für das Gymnasium bekommen, und ich hatte mich dort wohl gefühlt – nicht allein der Ordnung und der Rituale wegen, die mir Sicherheit gaben, sondern weil man das erfüllende Gefühl vermittelt bekam, sinnvoll vorbereitet zu werden. Auf das, was anschließend kommen sollte: eine quälend ungewisse Zukunft. Wie sich diese Zukunft gestalten würde, konnte ich mir nicht vorstellen. Doch gerade in dieser Ungewissheit bestand auch ein gewisser Reiz, ein

unbestimmtes Gefühl freudiger Erwartung, das besonders an lauen Sommerabenden spürbar wurde. Von solchen Abenden scheint es in England nie genug zu geben: goldene Abenddämmerung, in der Luft ein Duft von Verheißung. Stets folgte auf einen solchen Abend ein ernüchternder Morgen, tröstend, aber wenig inspirierend. Ein Morgen, an dem die Welt auf ihre gewohnten Grenzen zusammenschrumpfte, die so eng gesteckt waren, dass man nach den Trennwänden hätte greifen können.

Ganz plötzlich – so kam es mir jedenfalls vor – hatte ich die Schulzeit weit hinter mir gelassen und war zweiundzwanzig. Und noch war nichts Nennenswertes geschehen. Ich wohnte weiterhin bei meinen Eltern und hatte eine Arbeit gefunden, die ich im Schlaf hätte verrichten können. Es gab keine Anzeichen dafür, dass auch nur irgendetwas von all dem, was ich mir in meiner unbekümmerten Vorstellung ausmalte und was mich aus dem Alltag hätte herausreißen können, näher rückte. Im Gegenteil, es schien ferner denn je.

Meine Mutter war ebenso entmutigt wie ich, weil ich keinerlei Fortschritte machte – wenngleich aus ganz anderen Gründen. Ich sei doch ein hübsches Mädchen im stolzen Alter von zweiundzwanzig Jahren, hielt sie mir stets ein wenig ungehalten vor. Warum also gab es keine Verehrer? Warum war ich nicht längst verlobt oder hatte zumindest einen Freund? Immer häufiger äußerte sie ihre Besorgnis, mit gleichermaßen vorwurfsvoller wie triumphierender Miene.

Triumphierend vermutlich, weil sie eigentlich nie gewollt hatte, dass ich das Gymnasium besuchte. Ihrer Auffas-

sung nach waren Mädchen mit zu viel Verstand für potenzielle Ehemänner absolut unattraktiv. Obwohl der Mangel an Männern infolge des Weltkriegs eher ein Problem der Generation vor mir war, lastete auf unverheirateten Mädchen nach wie vor ein gewisser Druck. Zumindest in der Welt meiner Mutter. Abgesehen davon konnte sie überhaupt nicht verstehen, welchen Sinn es haben sollte, über das schulpflichtige Alter von vierzehn Jahren hinaus die Schule zu besuchen. Das sei allenfalls etwas für Jungen oder für Mädchen mit faden Gesichtern, erklärte mir meine Mutter. Nach der Hochzeit sei es für Frauen mit der Arbeit ohnehin vorbei.

Der Job – und mir war bewusst, dass ich froh sein konnte, überhaupt einen zu haben, denn viele Menschen hatten keine Arbeit – gab mir Gelegenheit, etwas zur Haushaltskasse beizutragen. Der Tatsache hatte selbst meine Mutter nichts entgegenzuhalten. Jeden Morgen fuhr ich mit dem Bus Richtung Süden nach Finsbury Park und nahm von dort aus die Piccadilly Line bis Russel Square. Ganz in der Nähe lag das Büro, in dem ich als die jüngere von zwei Schreibkräften für Mr. Marshall arbeitete, einen kleinen Verleger, der dicke wissenschaftliche Wälzer herausbrachte. Ich besaß ein schickes Kostüm, das ich nicht selbst genäht, sondern mir zusammengespart hatte, und zwei Handtaschen, in denen ich abwechselnd die vergoldete Puderdose versteckte, die meine Tante mir irgendwann zu Weihnachten geschenkt hatte.

Auf dem Weg zur Bushaltestelle an meinem ersten Arbeitstag kam ich mir äußerst elegant vor. Dass meine neuen Pumps drückten, betrachtete ich als Zeichen des Er-

wachsenseins und von daher als willkommene Unannehmlichkeit. Noch Jahre nach diesem hoffnungsvoll beginnenden Morgen überkam mich gelegentlich eine Spur dieses Stolzes. Aber dann, besonders an den Nachmittagen, an denen es so still war, dass ich dem gemächlichen Ticken der Wanduhr lauschen konnte, fragte ich mich dann doch, wann mein Leben – das wirkliche Leben – endlich anfangen würde.

Ich hatte noch nie eine feste Beziehung gehabt. Am nächsten war ich dem mit einem Schulkameraden gekommen, der mich ein paar Mal hatte küssen dürfen. Auf dem Gymnasium fand in manchen Fächern gemischter Unterricht statt. Mit David Gardiner hatte ich zusammen Französisch. Im Sommer unseres letzten Schuljahrs hatte er sich eingebildet, er sei in mich verliebt. An den schwülen Nachmittagen, wenn die hohen Fenster offen standen und der Duft von frisch gemähtem Gras uns auf das Läuten der Schulglocke hoffen ließ, starrte er mich aus der Reihe hinter mir an. Dann spürte ich ein warmes Kribbeln auf der Haut und dachte darüber nach, wie ich saß, ob mein Haar richtig lag und welchen Gesichtsausdruck ich aufsetzen sollte. Aber nicht, weil ich in ihn verliebt gewesen wäre oder ihn zumindest attraktiv gefunden hätte. Was mir gefiel, war, dass er etwas für mich empfand. Dabei bin ich mir sicher, er war eher in die plötzliche Intensität seiner eigenen Gefühle verliebt als in das Mädchen, das eine Reihe vor ihm saß.

Mittlerweile waren die meisten meiner Freunde und Freundinnen verheiratet, verlobt oder hatten zumindest eine feste Beziehung – David Gardiner wahrscheinlich

ebenfalls. Ich aber hatte noch immer nicht den Richtigen gefunden. Dora, die unermüdlich versuchte, mich mit dem Freund irgendeines Mannes, für den sie selbst sich gerade interessierte, zusammenzubringen, zog mich gelegentlich damit auf, dass ich so wählerisch war.

Meine Mutter hingegen fand diesbezüglich wie so oft klarere Worte. »Wenn du so weitermachst, wirst du als alte Jungfer enden!«, sagte sie eines Samstags, als ich auf der High Street unseres Vororts im Norden Londons mit ihr einkaufen gehen musste. »Ich habe es dir schon ein paar Mal gesagt, und ich werde mich sicher noch einige Male wiederholen. Wenn du weniger Zeit mit Lesen und mehr an der frischen Luft verbringen oder tanzen gehen würdest, hättest du sicher ganz andere Chancen.«

Ich weiß noch, dass wir gerade in einer Drogerie standen. Es herrschte gedämpfte Stille, abgesehen von der Stimme meiner Mutter natürlich und dem Glöckchen, das jedes Mal ertönte, wenn jemand die Tür öffnete. Es roch nach Talkumpuder und Seife und ein wenig bitter nach all den Essenzen und Tinkturen, die außerhalb unseres Blickfelds abgewogen wurden.

Wir gerieten in Streit – über so etwas Lächerliches wie einen Lippenstift: Meine Mutter wollte mich zu einem knalligeren Farbton überreden, als mir lieb war. Und als wir auf dem Heimweg an dem Café vorbeikamen, das kurz zuvor eröffnet hatte, landeten wir nach einer Reihe weiterer heikler Themen schließlich bei meiner Arbeit und der festen Überzeugung meiner Mutter, dass ich niemals einen Mann finden würde, wenn ich sie nicht aufgab. »Warum versuchst du nicht, hier unterzukommen?«, fragte sie und

wies mit dem Kopf auf das Schaufenster des Cafés, hinter dem ein junges Mädchen in adretter Arbeitskleidung mit gestärktem weißen Kragen zu sehen war.

Ich konnte mich nicht zu einer Antwort durchringen und nahm stattdessen die Einkaufstüten von einer Hand in die andere.

»Ich weiß, du bist Stenotypistin in einem Büro in der Stadt, und das mag ja auch ganz großartig sein«, fuhr meine Mutter fort, »aber May Butlers Tochter Lillian hat ihren Mann auch bei ihrer Arbeit als Kellnerin kennengelernt. Und nun sieh dir mal an, wozu sie es gebracht hat. Sie wohnt in einem Haus in Finchley, und der Nachwuchs ist unterwegs.«

Lillian hatte mit vierzehn die Schule verlassen und irgendwann später einen Job als Bedienung in einem Lyons Corner House an der Strand Street gefunden. Laut Aussage meiner Mutter hatten jeden Tag ein halbes Dutzend Verehrer bei ihr Schlange gestanden: ledige Männer in schicken Anzügen, die in einen der riesigen Restauranttempel einkehrten, um sich ein paar Koteletts oder Tee und Toast zu genehmigen. Einen davon hatte Lillian offenbar kurzerhand geheiratet.

»Ich will aber nicht als Kellnerin arbeiten«, gab ich gequält zurück.

»Du brauchst gar nicht die Nase zu rümpfen. Viel mehr als die Mädchen, die in den besseren Restaurants arbeiten, verdienst du auch nicht.«

»Ja, aber ich ...«

»Oh, ich weiß, du denkst, du bist zu Höherem berufen. Aber noch ist das ja wohl nicht eingetroffen! Wird es

auch nicht, wenn du weiter bei diesem Mr. Marshall versauerst.«

Natürlich konnte meine Mutter damals nicht ahnen, dass ich schon eine Woche nach jenem ziellosen Einkaufsbummel einen Mann kennenlernen sollte. Einen, den ich begehrte. Einen, der mich zum Leben erwecken sollte. Für eine gewisse Zeit jedenfalls.

Die Weichen dafür waren längst gestellt: ein Vorstellungsgespräch, und das Schicksal nahm seinen Lauf. Denn ausgerechnet bei Mr. Marshall – in dem finsternen, verstaubten Büro, wo ich meiner Mutter zufolge als alte Jungfer enden würde – sollte mein Leben jäh eine andere Wendung nehmen.

Als wolle er die Dramatik der Ereignisse betonen und die Grenze zwischen vorher und nachher ziehen, erschien er gegen Ende eines besonders ruhigen, geradezu langweiligen Tages. Ich erinnere mich genau: Er war ein wenig außer Atem, nachdem er die Treppen zu unseren beengten Räumen hinaufgeeilt war. Die Straßen waren noch nass von einem spätsommerlichen Schauer. Als er geräuschvoll die Tür öffnete, wehte mit ihm der Geruch von feuchtem Wollstoff und Rasierwasser herein. Mr. Marshall hörte die quietschenden Angeln und eilte aus dem winzigen Hinterzimmer, um den Besucher, den er offenbar erwartet hatte, persönlich in Empfang zu nehmen. Die beiden gaben ein merkwürdiges Paar ab, denn Mr. Marshall, einen Kopf kleiner als ich und mindestens fünf Kilo leichter, reichte dem Mann so gerade bis zur Brust.

»Wer war das?«, fragte ich Miss Cunningham, nachdem die beiden zum Lunch gegangen waren. Denn Mr. Marshall

hatte natürlich nicht daran gedacht, uns einander vorzustellen. Miss Cunningham arbeitete schon wesentlich länger dort als ich, und ich glaube, sie mochte mich nicht besonders. Möglicherweise spürte sie, dass mir weniger an dieser Arbeit lag als ihr.

»Mr. Elton? Der ist zu alt und zu verheiratet, als dass Sie einen weiteren Gedanken an ihn verschwenden sollten«, antwortete sie knapp.

Nachdem ich ihr eine Tasse Tee gebracht hatte, wurde sie umgänglicher und konnte es dann doch nicht lassen, mir zu beweisen, dass sie besser informiert war als ich. »Er ist der neue Buchhalter, wenn es Sie so sehr interessiert. Sein Vorgänger ist in den Ruhestand gegangen, und nun haben wir eben ihn. Ein bisschen zu selbstbewusst, wenn Sie mich fragen.« Sie schnaubte verächtlich und widmete sich wieder ihrer Arbeit.

Es dauerte mindestens zwei Stunden, bis die beiden vom Lunch zurückkehrten. Als sie schließlich erschienen, hatte Mr. Marshall ungewöhnlich rote Wangen und sah mit glasigen Augen durch seine Brille. Miss Cunningham erhob sich und öffnete demonstrativ das Fenster, obwohl ich keine Spur von Alkohol hatte riechen können – nur die feuchte Luft und das Rasierwasser des neuen Buchhalters.

Während Miss Cunningham vorm Fenster stand, kam er zu mir herüber. Ich stellte fest, dass seine Augen den gleichen Branton hatten wie sein Haar. Eigentlich hatte er nichts Besonderes an sich, aber seine gesamte Erscheinung konnte man durchaus als attraktiv bezeichnen.

»Erfreut, Sie kennenzulernen«, sagte er mit seiner ruhi-

gen tiefen Stimme. »Ich bin James Elton.« Er reichte mir die Hand. Sie war warm und trocken. »Die entzückende Miss Cunningham kenne ich ja bereits. Aber wer sind Sie?«

»Alice«, antwortete ich mit unbeabsichtigter Direktheit, nachdem mir aufgefallen war, wie kalt meine Hände waren. Mir war grundsätzlich kalt in diesem Büro, egal zu welcher Jahreszeit. »Alice Eveleigh.«

Als ich einige Stunden später das Büro verließ, wartete er in einem Café, an dem ich auf dem Weg zur U-Bahn vorbeikam. Ich erkannte ihn, bevor er mich gesehen hatte. Er saß vor dem Fenster auf einem Stuhl, der geradezu lächerlich feminin unter ihm wirkte. Hätte er nicht in genau dem Moment von seiner Zeitung aufgesehen und mir lächelnd zugewinkt, wäre ich sicher einfach weitergegangen.

Damals konnte ich natürlich nicht wissen, dass er auf mich gewartet hatte. Das erzählte er mir erst später. Aber er lächelte freundlich, und als ich zögernd stehen blieb, bedeutete er mir, hereinzukommen und mich zu ihm zu setzen. Wir tranken Tee, dann wollte er mich zu einem Stück Biskuitkuchen überreden. Wir unterhielten uns über dieses und jenes: über London, natürlich über das Wetter und darüber, wie mir die Arbeit in Mr. Marshalls unspektakulärem Büro gefiel. Ich sei froh, dass ich diese Arbeit hatte, antwortete ich ein wenig pikiert, woraufhin er das Gesicht verzog und wir beide lachen mussten.

So fing alles an. Wir tranken regelmäßig zusammen Tee, bis er an einem nebligen Herbstnachmittag plötzlich vor mir stand und mich zum Essen einladen wollte. Es sei viel zu ungemütlich, um lediglich Tee zu trinken, sagte er. Und

was ich davon hielt, das kleine Restaurant auszuprobieren, das er in einer Seitenstraße ganz in der Nähe entdeckt hatte.

Anschließend, auf dem Weg zur U-Bahn, blieb er stehen und zog mich an sich. Gern würde ich jetzt behaupten, ich hätte ihm widerstanden. Aber das schaffte ich natürlich nicht. Ich hatte schon den Kopf gehoben, bevor seine Lippen meine berührten. Und wenn so etwas erst einmal geschehen ist, wird es schwer, an den Ausgangspunkt zurückzukehren.

Er war fast fünfzehn Jahre älter als ich. Als ich noch ein Schulmädchen von acht oder neun Jahren war, mit bis zum Kinn gestutztem hellbraunen Haar, hatte er bereits seine Ausbildung zum Buchhalter abgeschlossen. Jeden Morgen nahm er die Metropolitan Line in die Innenstadt, seine nagelneue Aktentasche fest unterm Arm. Auch für ihn selbst war alles noch so neu, dass er nicht mal einen Stammplatz in dem U-Bahn-Wagen hatte.

Als er seine Frau kennenlernte, war sie ein hübsches Mädchen namens Marjorie, das seine dominante Mutter schon immer gern gemocht hatte. Die wiederum spielte nämlich, wenn ich mich recht erinnere, Bridge mit Marjories Mutter. Einmal erwähnte er auch ganz nebenbei, Marjorie sei eine hervorragende Tennisspielerin. Das fand ich gleichermaßen einschüchternd wie beeindruckend.

Als ich ihn kennenlernte, war er sechsunddreißig und lebte seit unfassbaren elf Jahren in einer unglücklichen Ehe. Eigentlich sollte man meinen, in einer solchen Situation würde die Zeit dahinschleichen, erklärte er mir, denn nur glückliche Momente vergingen schließlich wie im Flug.

Aber all die Jahre voller Verpflichtungen – Tennisdoppel, Dinnerpartys und Kartenrunden – seien im Nu verflogen.

Einmal, als er ziemlich angetrunken war, gestand er mir, dass Marjorie dem körperlichen Aspekt einer Ehe nicht allzu viel abgewinnen konnte. Er war todunglücklich darüber, das sagte er immer wieder. Die Heirat war ein furchtbarer Fehler gewesen. Sie hatten sich nie geliebt. Und eigentlich war das Ganze nur von ihren Müttern arrangiert worden.

Nach besagtem ersten Kuss lief ich mit einer Mischung aus Schuld und Aufregung herum. Ich erzählte niemandem etwas davon, nicht einmal Dora. Denn ich wusste, dass sie, ungeachtet ihres gedankenlosen Geredes über ihre Erfahrungen mit Männern, eine gewisse Grenze nie überschritten hatte. Es wäre ihr nicht im Traum eingefallen, sich mit einem verheirateten Mann einzulassen. So etwas tat man einfach nicht. Das wussten die Jungen, mit denen wir aufgewachsen waren, ebenso gut wie wir selbst.

Wenn ich nicht mit ihm zusammen sein konnte, musste ich unaufhörlich an ihn denken. Voll und ganz gab ich mich dieser süßen Qual hin und führte mich auf wie ein Teenager in einer sentimental Schnulze. Es war ein bisschen wie in dem neuen Song von Noël Coward auf der Schellackplatte, die Dora damals gerade gekauft hatte und rauf und runter spielte: »Mad About The Boy«. Ganz genau so! Jeden Tag auf dem Weg zum Café hatte ich ein Kribbeln im Bauch. Würde er dort sitzen und auf mich warten? Oder würde ich ihn niemals wiedersehen?

Nach diesem besagten ersten Kuss ließ er sich nämlich drei Wochen lang nicht blicken. Ich war am Boden zer-

stört. Und als ich ihn endlich eines Abends wieder im Café sitzen sah, über eine Zeitung gebeugt, schien die Welt um mich herum sich aufzulösen: die stickige Londoner Luft, das Klappern hochhackiger Absätze auf dem Asphalt und das Gerumpel der Piccadilly-Line-Züge weit darunter. Alles trat in den Hintergrund. Und mir war augenblicklich klar: Keine zehn Pferde würden mich dazu bringen, weiterzugehen. Bis vor Kurzem war ich ein braves Mädchen gewesen. Nun war ich eine andere geworden. Es kam mir vor, als sei mein ganzes Leben mir entglitten. Mir wurde regelrecht schwindelig.

Nur ein einziges Mal bin ich mit ihm ins Bett gegangen, in einem Hotel. Mehr ist auch nicht unbedingt nötig, wie jeder weiß, der seine sieben Sinne einigermaßen beisammen hat. Im Nachhinein bin ich mir außerdem sicher, dass ich nicht die Erste war, mit der er seit seiner Heirat etwas anfang. Aber darüber machte ich mir damals keine Gedanken. Zweifellos hatte es Affären gegeben, heimliche Küsse, vielleicht sogar Hotelzimmer.

Einmal ging er mit mir in einen Nightclub in irgendeiner dunklen Gasse abseits der Oxford Street. Das Lokal war bestens geeignet für derartige Zwecke: schummrige Ecken, diskrete Bedienung und melancholische Jazzmusik. Dass er es aus der Zeit einer früheren Affäre kannte, hätte mich wahrscheinlich nicht einmal gestört, wenn ich mir zum damaligen Zeitpunkt überhaupt Gedanken darüber gemacht hätte. Ich glaube, ich fühlte mich deshalb so sehr von ihm angezogen, weil er so weltmännisch und erwachsen wirkte. Er war so ganz anders als ich selbst in meiner mädchenhaften Naivität.

Dora war schließlich diejenige, die es aussprach. Vermutlich wollte ich selbst nicht wahrhaben, was allzu offensichtlich war.

Mittlerweile war es April, und von heute auf morgen war das Wetter sommerlich geworden. Eines Sonntags klingelte es, und Dora stand vor der Tür. Ich hatte sie seit Wochen nicht mehr gesehen – ebenso wenig wie James, der sich ohne weitere Erklärung nach unserem Hotelbesuch nicht mehr hatte blicken lassen. Ich stand auf dem oberen Treppenabsatz und hörte, dass meine Mutter Dora hereinbat. Als meine Mutter mich rief, ging ich zögernd die Treppe hinunter, denn ich wusste, ich war blass und hätte mir längst die Haare waschen müssen.

»Dora ist hier«, sagte meine Mutter. »Sie fragt, ob du Lust hast, mit ihr ins Schwimmbad zu gehen.«

Mit einem matten Lächeln sah ich Dora an. »Sei mir nicht böse, aber ich glaube nicht. Ich fühle mich nicht so besonders.«

»Das liegt daran, dass du dich ständig hier verbarrikadierst, wenn du nicht gerade in diesem Büro hockst«, sagte meine Mutter schroff. »Nun geh, und hol deine Sachen! Dora ist extra deinetwegen gekommen. Hast du denn gar keine Manieren mehr?«

An der frischen Luft ging es mir ein wenig besser. Aber das Schwimmbad war brechend voll. Es war der erste warme Tag im Jahr, alle Liegen waren besetzt. Dora war gertenschlank in ihrem Badeanzug. Meiner dagegen saß zu eng und war unbequem, obwohl ich in der letzten Zeit nicht viel gegessen hatte. Bevor mich auch nur irgendjemand näher in Augenschein nehmen konnte, sprang ich

in das unbeheizte Wasser. Der Schock ließ wenigstens für ein paar herrliche Sekunden sämtliche Last von mir abfallen.

Nachdem wir eine Weile geschwommen waren, wollte Dora etwas trinken. Wir wickelten uns in unsere Handtücher und gingen hinüber zur Cafeteria, in der es vergleichsweise schummrig war. Sie war fast leer, denn die meisten Leute saßen draußen auf der Sonnenterrasse. Ich konnte gar nicht verstehen, wie man bei dieser Hitze auf die Idee kommen konnte, etwas Warmes zu essen, aber offenbar wurde in der Küche irgendetwas gebraten. Der widerwärtige Geruch nach abgestandenem Fett zog durch die Durchreiche. Auch an diesem Tag hatte ich kaum etwas gegessen. Doch das wenige, das ich zu mir genommen hatte, kam wieder hoch. Und der Versuch, es wieder herunterzuschlucken, ließ mich nur noch mehr würgen. Ich schlug die Hände vor den Mund und übergab mich.

»Oh«, entfuhr es mir. Dann fing ich an zu weinen.

Dora brachte mich zur Damentoilette und wusch mir Hände und Gesicht, als wäre ich ein Kleinkind.

Wir sahen einander im Spiegel an. Neben ihrem frischen, rosigen Gesicht wirkte ich umso blasser. Mein braunes Haar hing mir strähnig auf die Schultern.

»Bitte sag mir, dass du es nicht bist, Alice!«, sagte Dora.
»Nicht du.«

»Was soll ich nicht sein?«, fragte ich. Dabei wusste ich genau, was sie meinte.

»Wie weit bist du?«, fragte sie zurück.

»Weiß ich nicht. Bei mir setzt sie schon mal den einen oder anderen Monat aus. Das ist nichts Neues.« Selbst in

meinen eigenen Ohren klang es hoffnungslos. »Außerdem war es nur ein einziges Mal.«

Dora starrte mich an. Krampfhaft suchte ich nach einer besseren Ausrede, aber mir fiel nichts ein. Ich ließ den Kopf hängen, während Tränen mir aus der Nase liefen und lautlos ins Waschbecken tropften. Eine Frau, etwa im gleichen Alter wie meine Mutter, kam aus der hintersten Kabine und wusch sich am Waschbecken neben mir die Hände. Im Spiegel sah ich, dass sie einen flüchtigen Blick auf meine linke Hand warf und geringschätzig den Mund verzog, als sie dort keinen Ehering entdeckte. Ohne sich die Hände abzutrocknen, ging sie hastig hinaus.

»Lässt du es wegmachen?«, fragte Dora leise.

Angesichts der Angst vor dieser Entscheidung, die wie aus dem Nichts heraufbeschworen worden war und vor der ich nun unweigerlich stand, drehte sich mir fast der Magen um. »Das ist gesetzlich verboten«, flüsterte ich.

»Ich weiß. Aber manche machen es trotzdem.«

»Ich will gar nicht darüber nachdenken. Am liebsten würde ich mich einfach in meinem Zimmer einschließen und nie wieder herauskommen.«

»Warum in aller Welt hast du dich so weit auf ihn eingelassen?«

»Er will sich scheiden lassen. Er hat gesagt, er heiratet mich.«

»Ach, Alice.«

»Was denn?«, gab ich zurück. »Was weißt du schon davon? Du gehst jede Woche mit einem anderen Mann ins Kino, und dabei machst du dir aus keinem etwas. Wahrscheinlich heiratest du eines Tages irgendeinen von denen,

die dich gerade anhimmeln. Aber ich bin anders als du. Wir lieben uns, James und ich!«

Dora trocknete sich die Hände an dem Rollhandtuch. »Dann mach doch, was du willst. Anscheinend brauchst du mich ja nicht, um dich auszuweinen.« Sie riss die Tür auf, dann drehte sie sich noch mal zu mir um. »Ich finde, du bist total naiv«, stieß sie hervor. »Ich verstehe dich einfach nicht mehr, Alice.«

Nachdem sie gegangen war, blieb ich noch eine Weile vor dem Spiegel stehen. Nach wie vor fiel es mir schwer, mir einzugestehen, was eindeutig nicht mehr zu leugnen war.

Als ich hinausging, war Dora weg. Meine Kleidung lag ordentlich gestapelt neben meinen Schuhen. Erschöpft setzte ich mich auf eine Liege. Lange blieb ich dort in der Frühlingssonne sitzen und betrachtete die Mütter und ihre Kinder im Nichtschwimmerbecken. Das Sprudeln der Wasserfontäne in der Nähe hatte etwas Beruhigendes und machte mich schläfrig.

Als ich wieder wach wurde, dauerte es eine wunderbare Sekunde, bis mir bewusst wurde, in welches Dilemma ich mich selbst gebracht hatte. Ich setzte mich auf und schlang die Arme um meine Knie, wobei ich mit Schauern feststellte, wie unbequem das nun war. Ich starrte in die türkise Tiefe des perfekt oval geformten Schwimmbeckens, bis mir Tränen in die Augen stiegen und alles verschwamm. Ich blinzelte hastig und wischte mir mit dem Handtuch das Gesicht ab, bevor noch irgendjemand, der es nur gut mit mir meinte, auf die Idee kommen würde, mich zu fragen, was an einem herrlichen Tag wie diesem denn so schlimm sein konnte.

Ein uneheliches Kind zu bekommen war natürlich unvorstellbar. Nicht nur, weil ich absolut nicht darauf vorbereitet war, sondern weil mein Ruf ruiniert gewesen wäre. Vom Entsetzen meiner Eltern ganz zu schweigen. Ich hatte die höhere Schule besuchen dürfen, weil ich immer fleißig gelernt hatte. All das wäre umsonst gewesen. Ich würde meine Arbeit verlieren und damit auch mein Einkommen, das meinen Eltern das Leben immerhin ein wenig leichter machte. Ich war doch stets so vernünftig gewesen! Die Lehrer auf dem Gymnasium hatten Doras Eltern gesagt, ich hätte einen guten Einfluss auf ihre impulsive Tochter, die im Gegensatz zu mir kein Stipendium bekommen hatte, sodass ihr Vater sich das Schulgeld von seinem Gehalt als Bankangestellter hatte absparen müssen.

Aber Dora hätte sich niemals in eine so fürchterliche Situation gebracht. Sie mochte temperamentvoll sein, aber naiv war sie nie gewesen. Während sie mir erzählte, was für einen romantischen Unsinn ihr die Männer ins Ohr flüsterten, wenn sie ihr samstagabends im Empire einen Arm um die Schulter legten, verdrehte sie jedes Mal die Augen. Sie wusste, worauf Männer aus waren. Ich dagegen war trotz all meiner Klugheit diesbezüglich unbedarft wie ein kleines Kind. Ich rief mir ins Gedächtnis, was James mir alles gesagt hatte, und mir wurde klar, warum ich Dora nichts davon erzählen wollte. Irgendwo tief in mir drin hatte ich geahnt, dass sie sich darüber kaputtgelacht hätte, wie leicht ich um den Finger zu wickeln war.

Auf dem Weg nach Hause, solange ich noch einen Funken Entschlossenheit verspürte, beschloss ich zu tun, was unumgänglich war. Ich wusste nicht genau, wie weit die

Schwangerschaft schon fortgeschritten war. Ich war knapp drei Monate über die Zeit, aber gespürt hatte ich noch nichts, abgesehen von der Übelkeit. Es gab Mittel, die man einnehmen konnte. Aber welche das waren und wie viel man davon nehmen musste, wusste ich nicht. Ich konnte doch nicht einfach in einer Drogerie nach Chinin oder Flohkraut fragen! Beides hätte verdächtig nach Giftmord im Viktorianischen Zeitalter geklungen. Man würde sich sofort denken können, wofür ich diese Substanzen brauchte.

Schließlich kaufte ich ein Fläschchen billigen Gin – für meinen Vater, erzählte ich dem desinteressierten jungen Mädchen an der Kasse. Dann ließ ich mir abends ein heißes Bad einlaufen. Vor lauter Angst, meine Mutter könnte den Alkohol riechen, stopfte ich ein Handtuch unter die Türschwelle. Als das Badewasser sich abkühlte und mir der Gin in den Kopf gestiegen war, war ich so benommen und schläfrig, dass ich beinahe ohnmächtig geworden wäre. Nicht einmal das machte ich richtig! Ich setzte mich auf und zog den Stöpsel aus der Wanne. Anstatt dem ein Ende zu bereiten, was in mir heranwuchs, war ich kurz davor gewesen zu ertrinken.

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, war mir furchtbar übel. Ich hatte hämmernde Kopfschmerzen, einen pelzigen Geschmack im Mund und fühlte mich hundeehend. Aber von Blut war keine Spur zu sehen.

Die anschließende Woche brachte ich im Büro irgendwie hinter mich, aber am Samstag wurde mir die Zeit so lang, dass ich es nicht länger aushielt. Unter dem Vorwand, ich bräuchte frische Luft, machte ich mich auf den wohlbekanntesten Weg zu Dora.

»Tut mir leid, dass ich dir vorgeworfen habe, du wärst total naiv«, sagte Dora, als wir ungestört in ihrem Zimmer saßen.

»Nein, du hattest ja recht«, räumte ich ein. »Das war wirklich jenseits aller Vernunft.«

Dora lehnte sich gegen die Kissen. »Hast du dir schon überlegt, was du jetzt machen wirst?«

Ich schluckte. »Ich habe mir eine Flasche Gin gekauft, aber es hat nicht funktioniert. Abgesehen davon, dass ich fast ohnmächtig geworden wäre.«

»Du siehst furchtbar aus«, sagte sie, unverblümt wie immer. »Ich werde Mutter wohl erzählen müssen, du hättest eine Erkältung.«

»Ich wollte in eine Drogerie gehen, aber ich wusste gar nicht, wonach ich hätte fragen sollen«, fuhr ich verzweifelt fort. »Dann habe ich mir überlegt, dass ich mich die Treppe hinunterstürzen könnte. Aber wenn meine Eltern zu Hause sind, geht das natürlich nicht.«

Dora musste ein hysterisches Kichern unterdrücken. »Tut mir leid, Alice. Ich fange immer an zu lachen, wenn es überhaupt nicht angebracht ist. Du kennst das ja. All das ist so schlimm! Ich kann es gar nicht glauben.«

Ich setzte mich auf das Fußende des Bettes und schlug die Hände vors Gesicht.

»Ich habe mal gehört, Aspirin und Koffein können wirken, aber man muss genug davon nehmen«, sagte Dora. »Oder Bleichsoda. Wobei ich mich allerdings frage, wie man das Zeug runterbekommen soll.«

»Ich glaube, dafür ist es längst zu spät. So etwas hätte ich vor Wochen nehmen müssen, aber jetzt ... Ich habe das

Gefühl, es hat sich schon festgesetzt. Und ich glaube nicht, dass es irgendetwas gibt, das funktioniert, außer ...«

Dora seufzte und legte ihre Hände auf meine. »Dir bleibt wohl nichts anderes übrig. Du kannst es unmöglich bekommen.«

»Nein.«

Ein paar Minuten lang saßen wir schweigend da. Dann sagte Dora leise: »Ich weiß, wo du vielleicht hingehen könntest. Ich habe schon darüber nachgedacht. Ich habe mal gehört, wie Mutter von jemandem gesprochen hat, als sie dachte, ich wäre oben in meinem Zimmer. Du weißt doch, sie war Krankenschwester, bevor sie Vater geheiratet hat. Also, es gab da so eine Hebamme, die sie noch von damals kannte. Keine Freundin von ihr oder so. Sie kannte sie eben. Na ja, und die macht so etwas bei sich zu Hause in der Küche. Sie wohnt in einer der Seitenstraßen auf der anderen Seite des Parks, hinterm Kino. Und ich weiß auch, wo: zwei Häuser neben dem Süßwarenladen, an der Ecke. Das hat Mutter nämlich gesagt. Eine Schande, sagte sie, unschuldige Kinder laufen ahnungslos an diesem Haus vorbei. Wir könnten abends hingehen, und niemand wird je etwas davon erfahren. Sie nimmt zwei Guineas. Hat Mutter gesagt. Das weiß ich noch genau.«

»Wie wird es denn weggemacht?« Meine Stimme war nur noch ein Flüstern.

»Weiß ich auch nicht genau. Ich glaube, du bekommst etwas, damit es irgendwie rauskommt, und dann ist es eigentlich so, als hättest du deine Periode, nur stärker.«

Ich nickte zögernd. Einen anderen Ausweg gab es nicht.

Ein paar Abende später standen Dora und ich vor der

trostlosen, grauen Haustür. Die Frau, die uns hineinließ, war klein und stämmig. Ihre ausladende Oberweite wurde durch eine dunkle Schürze noch betont. »Steht doch nicht einfach hier auf der Treppe herum!«, sagte sie und führte uns in einen schäbigen Flur, in dem es nach gekochtem Gemüse und etwas Durchdringenderem roch. Nachdem sie die Tür zugeknallt und die Abendsonne ausgesperrt hatte, bedeutete sie uns, ihr in den hinteren Teil des Hauses zu folgen. Als wir schließlich in der Küche standen, sah sie uns fragend an.

Ich sagte nichts, also begann Dora: »Wir wollten ... Also, wir sind wegen meiner Freundin hier.« Sie wies auf mich. »Sie braucht nämlich ...«

»Ich kann mir denken, warum ihr hier seid«, sagte die Frau unverblümt. »Ich kassiere im Voraus.«

»Wir haben gehört, es kostet zwei Guineas.« Doras Stimme zitterte.

Die Frau nickte. »Stimmt.«

Ich nahm das Geld aus meinem Portemonnaie und legte es der Frau in die ausgestreckte Hand. Sie ließ es sogleich in der vorderen Tasche ihrer Schürze verschwinden.

»Also dann, Mädchen, wie weit bist du denn?«, fragte sie. Die verniedlichende Anrede passte so gar nicht zu der Situation.

»Ungefähr im dritten Monat«, sagte ich leise.

»Nicht so weit wie manch andere«, antwortete sie. »Was hast du schon dagegen unternommen?«

Ich starrte sie verständnislos an, also meldete sich erneut Dora zu Wort: »Sie hat eine Flasche Gin getrunken und ein heißes Bad genommen.«

»Wenn es sich erst mal festgesetzt hat, können ein bisschen Alkohol und heißes Wasser nichts mehr ausrichten«, sagte die Frau. Sie wies auf einen schmalen Tisch in der Ecke. »Zieh deine Unterwäsche aus, und setz dich da drauf. Dann hast du es gleich hinter dir.« Offenbar war mir die Angst anzusehen, denn mit weniger strengem Blick fügte sie hinzu: »Ich mache so was seit dreißig Jahren. Ich kenn mich damit aus. In ein paar Tagen bist du wieder auf dem Damm. Stell dir einfach vor, wir müssen deiner Periode ein wenig nachhelfen, weil du spät dran bist.«

Ich zog Schuhe, Strümpfe und Unterhöschen aus und legte alles ordentlich gefaltet auf meine Handtasche. Dann kletterte ich mit Doras Hilfe unbeholfen auf den Tisch. Meinen Rock hatte ich anbehalten, und nun presste ich die Beine zusammen. Kaltfeucht spürte ich Doras Hand auf meinem Arm.

Ich sah mich um und entdeckte eine Schale, an deren Rand eine eingetrocknete Flüssigkeit klebte. Sofort bildete ich mir ein, ich könne diese Flüssigkeit riechen, und mir drehte sich beinahe der Magen um. Durch die schmierigen Fensterscheiben war ein Teil des Hinterhofs zu erkennen, die Tür eines Toilettenhäuschens und eine durchhängende Wäscheleine.

Dora tätschelte mir zaghaft den Arm, dann stellte sie sich neben die Tür. Ich wusste, sie wäre am liebsten nach Hause in ihr ordentliches Zimmer gerannt und hätte in ihren Illustrierten das Neueste über Joan Crawford oder Greta Garbo gelesen oder etwas über eine neue Tagescreme oder eine Dauerwelle erfahren. Auch ich hätte in diesem Moment alles dafür gegeben.

Die Frau öffnete einen Tiegel und stocherte mit einem Löffel darin herum.

»Was ist da drin?«, fragte Dora.

»Rotulme und ein bisschen Flohkraut«, antwortete sie, ohne aufzusehen.

»Soll ich das trinken?«, fragte ich unbedarft.

Sie gab ein sarkastisches Lachen von sich. »Du bist wirklich ziemlich ahnungslos, so viel ist klar. Warum wohl müsstest du dich dann ausziehen? Nein, das wird von innen aufgetragen, damit es sich lockert.«

Ich sah Dora an, aber sie hatte den Blick starr auf den Tiegel gerichtet. »Und das wirkt immer?«, fragte ich.

»Es sorgt dafür, dass du dich öffnest, damit ich richtig nachsehen kann.« Die Frau wickelte eine metallene Stricknadel aus einem Fetzen Stoff. »Keine Angst, ich erhitze sie, dann ist sie steril.«

Die Nadel sah genauso aus wie die, die meine Mutter zu Hause hatte. Wie das Paar Stricknadeln in dem Wollknäuel, das neben dem Radio lag.

Bevor es mir selbst so recht bewusst wurde, war ich schon von dem Tisch heruntergeklettert und zog mich wieder an. Dora machte keine Anstalten, mich davon abzuhalten.

Die Frau nahm die Nadel von dem Bratrost, worauf sie sie gelegt hatte, und ließ sie klappernd neben die Tropfschale fallen. »Aber, aber! Nun mach dich nicht verrückt. Bevor du etwas merkst, ist es schon vorbei. Du willst das Baby doch nicht, oder?«

Ich schüttelte den Kopf. »Aber das hier will ich auch nicht«, stieß ich hervor. Mir war, als müsste ich ohnmächtig

werden, wenn ich nicht schleunigst aus dieser Küche herauskam.

»Wie du willst«, sagte die Frau und sah mit verschränkten Armen zu, wie ich an meinen Schuhen herumfingerte.

»Bist du dir sicher, Alice?«, fragte Dora. »Etwas anderes kannst du dir nicht leisten. Ein privater Arzt wäre zwanzig Mal so teuer.«

»Lass uns gehen. Bitte, Dora!«

»Hier«, sagte die Frau und griff mit einer Hand in ihre Schürzentasche. »Eine Guinea behalte ich für meinen Aufwand, aber den Rest kriegst du zurück. In sechs Monaten wirst du es weiß Gott dringender brauchen als ich.«

Es ging nicht darum, dass ich keine Abtreibung wollte. Es waren die Umstände. Instinktiv hatte ich mehr Angst davor, dass diese Frau eine schmutzige Stricknadel in mich hineinsteckte, als davor, ein Baby zu bekommen. Und ganz gleich, wie sehr ich versuchte, mich zu überwinden, ich konnte es einfach nicht. Schon die Vorstellung war für mich so wenig greifbar wie nasse Seife auf dem Rand eines Waschbeckens.

Wieder zu Hause, warf ich einen Blick in den Spiegel hinter der Eingangstür. Ich war kreidebleich.

Meine Mutter war in der Küche und spülte unser bestes Geschirr. Als ich hereinkam, hob sie den Kopf und sah mich einen Moment lang an, bevor sie sich wieder zum Spülbecken umdrehte. »Willst du mir nicht sagen, was mit dir los ist?«, fragte sie und wusch weiter Teller ab. Unter dem dampfend heißen Wasser waren ihre Hände schon rot geworden. Schließlich war das Geschirr so sauber, dass es

quietschte, als sie einen Teller nach dem anderen in das Abtropfgitter stellte.

Ich lehnte mich an einen der Küchenschränke – noch immer dieselben wie Jahre zuvor, als ich ein kleines Mädchen gewesen und zwischen den Beinen meiner Mutter herumgekrabbelt war. Um irgendetwas zu tun, griff ich nach der Keksdose. Und es fühlte sich so vertraut an, den Metalldeckel aufzuschrauben, dass ich kurz davor war, in Tränen auszubrechen.

»Was soll mit mir los sein?«, fragte ich kraftlos.

Wachsam wie immer, warf meine Mutter einen Blick über die Schulter. »Sei ehrlich, Alice. Ich bin deine Mutter. Schon seit Wochen benimmst du dich seltsam.«

In dem Moment konnte ich mich nicht länger zusammenreißen, auch wenn ich mir von innen in die Wangen biss, um nicht laut loszuschluchzen. Lautlose Tränen liefen mir über das Gesicht hinunter in den Kragen meiner Bluse.

Seufzend blieb meine Mutter mit dem Rücken zu mir vor der Spüle stehen. »Es geht um einen Mann, oder?«

»Ja«, brachte ich mit Mühe hervor. »Aber es ist schon vorbei.«

»Dann hat er dir also das Herz gebrochen. Tja, Männer enttäuschen einen eben immer wieder. Will er dich nicht heiraten?«

»Er kann es nicht.«

Daraufhin drehte sich meine Mutter um. »Was soll das heißen, er kann es nicht? Ich will doch wohl hoffen, er hält sich nicht für etwas Besseres! Wo wohnt er überhaupt?«

Ich schüttelte nur den Kopf, und sie sah mich lange durchdringend an.

»Worum geht es dann?«, fragte sie. Doch kaum hatte sie es ausgesprochen, dämmerte es ihr bereits. Ihre Miene wurde streng. »Ah, so ist das also, oder?«

Ich senkte den Blick auf den Linoleumfußboden, der sich grundsätzlich klebrig anfühlte, ganz gleich wie gründlich man ihn schrubbte.

»Antworte, Kind! Ist er verheiratet?«

»Ja, aber er hat gesagt ...«

»Er hat was gesagt? Dass seine Frau verrückt ist? Dass sie durchgebrannt ist? Welchen Unsinn hat er dir weismachen wollen?«

Meine Stimme war kaum noch mehr als ein Flüstern. »Er hat gesagt, dass sie nie glücklich waren, dass sie sich scheiden lassen wollen.«

Meine Mutter schüttelte angewidert den Kopf. »Und dabei ist dir nicht in den Sinn gekommen, dass das nur Gerede war? Du bist doch sonst immer so schlau.«

Mit dem Handrücken wischte ich mir das Gesicht ab.

»Ich habe dich nicht dazu erzogen, dass du dich mit verheirateten Männern einlässt. Bis vor Kurzem hast du nicht mal den Eindruck gemacht, als ob du dich überhaupt für Männer interessieren würdest. Ich dachte schon, du wirst als alte Jungfer enden. Und nun so etwas! Da kann man ja bloß dankbar sein, dass er dir den Laufpass gegeben hat, bevor das Ganze weiter ausgeartet wäre.« Sie trocknete sich die Hände ab und lehnte sich mit verschränkten Armen gegen das Spülbecken. »Ich hoffe, du hattest wenigstens genug Verstand, es für dich zu behalten«, sagte sie und fügte sogleich hinzu: »Diese flatterhafte Dora kommt sonst noch auf die Idee, es ihrer Mutter zu erzählen. Und deren Ge-

sicht sehe ich schon vor mir, wenn ich ihr auf der High Street begegne und sie Mitgefühl heuchelt.«

»Dora sagt bestimmt nichts.«

Meine Mutter schnaubte verächtlich. »Das werden wir ja sehen.«

Ich holte tief Luft. »Mutter, ich werde ihn nicht wiedersehen, aber ...«

»Da sollte es gar kein Wenn und Aber geben. Du bist wohl gerade noch mal davongekommen. Sie ist diejenige, die mir leidtut. Seine Frau, meine ich. Jemand sollte ihr mal reinen Wein einschenken.«

Ich musste mich dermaßen beherrschen, um nicht aus der Küche heraufzustürmen, dass meine Beine zitterten. »Mutter, bitte hör mir doch zu. Es war nur ein einziges Mal, aber ich glaube ... Mir ist jeden Morgen schrecklich übel. Mein Rockbund sitzt enger, dabei habe ich in letzter Zeit gar nicht viel gegessen, und ...«

Meine Mutter wurde leichenblass. Sie tastete nach der Spüle, um nicht den Halt zu verlieren. »Du bist doch nicht etwa ...?«

Ich sah zu Boden, und mein Herz raste wie wild.

»Alice!«, stieß meine Mutter hervor. »Sag es mir! Bist du schwanger?«

Ich schluckte und zwang mich, den Kopf zu heben. »Ich weiß nicht.« Doch nach kurzem Schweigen fügte ich hinzu. »Ja, höchstwahrscheinlich.«

»Seit wann?« Vor lauter Schreck brachte meine Mutter es nicht mal fertig zu schreien.

»Ich ... Also, ich ...«

»Spürst du schon, dass es sich bewegt?«

Verwirrt sah ich meine Mutter an.

»Spätestens dann weiß man es. Das merkt man doch. Ich weiß nicht, wie ich es dir erklären soll. Vielleicht ist es bei dir noch zu früh. Es fängt nach ungefähr drei Monaten an.«

»Ich merke noch nichts. Bis auf die Übelkeit.«

»Manche denken, wenn man nichts spürt, ist auch nichts. Aber du musst doch wissen, wie weit du bist! Es sei denn, es stimmt nicht, dass es nur ein Mal war.« Sie sah mir forschend in die Augen.

»Doch, das stimmt. Vor drei Monaten«, sagte ich leise.

»Dann ist es klar. Nach drei Monaten hat es sich festgesetzt. Du kannst es nicht mehr loswerden. Dafür ist es zu spät. Außerdem würde ich das sowieso für eine Sünde halten. Nein, nun musst du es bekommen. Und wenn es da ist, wirst du es abgeben.«

Schweigend standen wir einige Minuten lang da. Ich fragte mich, was James in diesem Moment machte, irgendwo im Nordwesten Londons in einer ländlichen Umgebung. Ob er beim Abendessen saß, das seine Frau für ihn gekocht hatte? An einem Tisch, den seine Frau für ihn gedeckt hatte? Ob er überhaupt einen Gedanken an mich verschwendete?

»Geh auf dein Zimmer, Alice! Ich will dich jetzt nicht mehr sehen. Ich muss erst über alles nachdenken und mit deinem Vater sprechen.«

Weitere Worte wurden nicht verloren. Bis zur darauf folgenden Woche. Die Zeit bis dahin verbrachte ich in einem Zustand der Benommenheit. Ich war kaum in der Lage, einen klaren Gedanken zu fassen und mir zu über-

legen, was aus dem Baby werden sollte. Doch letzten Endes hing das ohnehin von der Entscheidung meiner Mutter ab.

Welches Schicksal mir bevorstand, wurde eines Abends nach dem Essen verkündet, in dem Zimmer mit der Vitrine voll scheußlicher Porzellanfiguren und dem goldgerahmten Druck von Constables Heuwagen über dem Kamin. Ich glaube, es war das einzige Mal, dass wir überhaupt zu dritt dort saßen.

»Dein Vater und ich haben eine Entscheidung getroffen«, begann meine Mutter, nachdem wir das Abendessen weitgehend schweigend hinter uns gebracht hatten. Nun war es also so weit. Der nächste Abschnitt meines Lebens, ja, möglicherweise mein ganzes künftiges Leben hing von dieser Entscheidung ab.

Während meine Mutter sprach, sah ich zu meinem Vater hinüber, aber er hatte den Blick stur auf die Tischdecke gesenkt. Seine Wangen waren eingefallen vor lauter Sorge und Betroffenheit, und seine aschfahle Haut spannte über den Wangenknochen. Sie hatte es ihm wohl gesagt, als ich bei der Arbeit war.

In diesem Zimmer war es grundsätzlich stickig. Mrs. Davies von nebenan ließ ihren beiden kleinen Kindern offenbar gerade ein Bad einlaufen, denn ich hörte, wie das Wasser in den Rohren rauschte. Unfähig, still zu sitzen, kratzte ich mit dem Fingernagel am geschliffenen Glas der Essigflasche herum, bis meine Mutter nach der Flasche griff und sie außerhalb meiner Reichweite wieder auf den Tisch stellte.

»Hör gut zu, mein Kind«, sagte sie. »Letzte Woche habe ich an Edith Jephys geschrieben. Es ist alles arrangiert.«

»Edith Jelphs?« Ich durchforstete mein Gedächtnis, um den Namen irgendwo unterzubringen.

Plötzlich stellte sich die Erinnerung ein: ein warmer Nachmittag, so sonnig, dass die Vorhänge im Schlafzimmer meiner Eltern zugezogen waren und von einer leichten Brise nach innen geweht wurden. Meine Mutter, angesichts des schönen Wetters ein wenig umgänglicher als üblich, hatte mich in der Blechdose mit Erinnerungsstücken stöbern lassen, während sie die Betten bezog. Ich weiß noch, dass ich mich darüber wunderte, denn eigentlich war es nicht ihre Art, Dinge aufzubewahren, die an sich keinen praktischen Nutzen hatten. Also fragte ich mich, warum sie ausgerechnet den Inhalt dieser Dose behielt.

»Das Mädchen auf dem Foto«, sagte ich nun.

»Welches Foto?«

»Das von dir als junges Mädchen in Painswick.«

Mittlerweile war meine Mutter in London zu Hause, aber aufgewachsen war sie im ländlichen Gloucestershire. Als Kind war ich mit ihr dort gewesen.

»Dass du dich da noch dran erinnerst!«, sagte sie. »Ja, das Foto hatte ich ganz vergessen. Edith Jelphs ist Haushälterin auf Fiercombe, schon seit Jahren.«

»Fiercombe?«

»Sagt dir das nichts? Wo du doch ständig die Nase in irgendwelche Bücher steckst. Ein Anwesen in der Nähe von Painswick. In jungen Jahren hat sie als Dienstmädchen dort angefangen, und sie ist nie wieder fortgegangen.«

»Aber was hat all das mit mir zu tun, Mutter?« Ich konnte es mir bereits denken, aber ich wollte es von ihr selbst hören.

»Es ist alles arrangiert«, wiederholte meine Mutter mit undurchdringlicher Miene. »Du wirst dort hinfahren, sobald man dir deinen Zustand ansieht. Edith hatte sehr viel Verständnis. Sie hat mir geantwortet, so schnell sie konnte, um mir mitzuteilen, dass du kommen kannst. Und das, obwohl wir seit Jahren nichts voneinander gehört hatten. Die Familie lebt fast das ganze Jahr über im Ausland. Denen wirst du also nicht begegnen. Sie hat sie über deine Situation in Kenntnis gesetzt, und anscheinend hat jemand Mitgefühl gezeigt. Du erhältst Kost und Logis und musst dafür ein paar leichte Pflichten übernehmen. Ein wenig Staubwischen, Dinge in Ordnung halten, solche Sachen eben.«

Ich sagte nichts. Mein Vater starrte abwesend aus dem Fenster. Aber unter dem Tisch wippte er so nervös mit dem Fuß, dass der Boden unter meinen Füßen vibrierte. Ich wusste, er wollte diese Unterhaltung schnellstmöglich hinter sich bringen, damit er endlich in seinen geliebten Garten hinausgehen und im Schutz der Dämmerung untertauchen konnte.

»Und was ist, wenn ich nicht will?«, fragte ich in einer Anwendung kindlichen Trotzes.

»Du wirst auf jeden Fall dorthin gehen. Dein Vater ist wegen dir schon ganz krank vor Sorge. Sieh ihn dir doch nur an!« Meine Mutter stand auf, beugte sich über den Tisch und packte mich am Kinn. »Sieh ihn dir an, habe ich gesagt! Er war so stolz auf dich, weil du das Gymnasium so gut gemeistert und dann eine Arbeitsstelle gefunden hast. Und was tust du? Lässt dich mit einem verheirateten Mann ein, weil du selbst keinen abbekommen hast. Außerdem, was bleibt dir denn übrig? Entweder Fiercombe oder ein



Kate Riordan

Im Spiegel ferner Tage

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 544 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-41799-1

Heyne

Erscheinungstermin: Dezember 2015

London, 1932. Als die 21-jährige Alice ungewollt schwanger wird, schickt ihre Mutter sie auf ein Gut im malerischen Gloucestershire, um den Namen der Familie zu schützen. Fasziniert von dem verwunschenen Anwesen erwacht Alices Neugierde, und sie erfährt von dem tragischen Los der einstigen Gutsherrin Elizabeth. Das Geheimnis um die schöne Frau berührt sie auf eigentümliche Weise, und Alice begibt sich auf Spurensuche. Sie entdeckt eine große Liebesgeschichte - und einen schlimmen Verrat ...

 [Der Titel im Katalog](#)